

zu den Aufsteigerfiguren, er ist ein Virtuose der Expansion des gebildeten Geschmacksurteils in Regionen, die ihm früher als zweitrangig oder gar verachtenswert erschienen. Er ist nicht verurteilt, Rebell gegen den Kanon zu sein. Wie die Filmkritik im 20. Jahrhundert der Literatur-, Theater- und Kunstkritik als eigenständige Größe an die Seite trat, haben die Zeitungen seither Rubriken für Graphic Novel und Comic in sich aufgenommen, und die Rezensionen in manchem Pop-Ressort klingen manchmal mehr nach Einflussphilologie und »highbrow-criticism«, als es sich eine Romankritik erlauben dürfte, ohne Gefahr zu laufen, als akademisch gescholten zu werden.

Allesfresser, das klingt nach Wahllosigkeit und Völlerei, nach dem Gegenteil von Distinguiertheit und erlesenem Geschmack. Das klingt nach einem Niedergang, wie ihn der peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa in seinem neuen Buch beklagt, unter dem Titel *Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst*. Aber die Distink-

tion hat das Register gewechselt, das Wählerische und den Hang zum Ausschluss nimmt sie überall hin mit. Den Fauxpas und die Bildungslücke auch. Es kann unter Omnivoren sehr peinlich sein, keine der neuen amerikanischen Fernsehserien zu kennen oder sie so pauschal zu loben, dass man merkt: Es fehlt das Register. Und umgekehrt kann die ostentativ souveräne Begeisterung für den Spitzentitel der Bestseller-Liste peinlich sein, wenn sie nicht mehr ist als die Umkehrung der alten Verachtung von Schmutz und Schund (und einen guten nicht von einem schlechten Mystery-Thriller unterscheiden kann). Der Omnivore ist nicht per se eine Figur der Befreiung, ein Trüffelschwein des Übersehenen, ein Virtuose der Neugier. Er kann nämlich, nicht anders als ein Anbeter des klassischen Kanons, auch ein Pedant seines weit gefächerten Geschmacks sein. Ihn zu durchschauen, kann eine vergnügliche Anstrengung sein. In der Kulturkritik des 20. Jahrhunderts war der Omnivore nicht vorgesehen. Die des 21. Jahrhunderts sollte ihm gewachsen sein.



Lothar Müller

(*1954) ist Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung mit Sitz in Berlin und Honorarprofessor an der Humboldt Universität zu Berlin. Zuletzt erschien von ihm: *Weißes Magie. Die Epoche des Papiers*. In diesem Jahr erhielt er den Berliner Preis für Literaturkritik.
lothar.mueller@sueddeutsche.de

Wolf Scheller

Die Wahrheit ist eine Leidenschaft

Albert Camus zum 100. Geburtstag

Albert Camus, der erste gebürtige Afrikaner, der den Literaturnobelpreis erhielt, wird heute sowohl in Algerien als auch in Frankreich wieder gelesen, geradezu neuentdeckt. Seine Renaissance begann vor einigen Jahren, als sich sein Verlag *Gallimard* anschickte, eine neue Ausgabe seiner

Werke zu edieren, darunter auch bislang unbekannte Texte, die Camus' Denken in einem neuen Licht zeigten, als einen populären Autor, dessen Einsichten und Einreden von erstaunlicher Aktualität sind.

Camus artikulierte ein persönliches Sentiment, das seiner Zeit weit voraus war,

aber den Zeitgenossen von Jean-Paul Sartre bis Frantz Fanon, die sich am Geist der Utopie orientierten, völlig gegen den Strich ging. Der Psychiater Fanon schrieb damals, nur durch Gewalt »können die Massen die Wirklichkeit der eigenen gesellschaftlichen Lage erkennen«. Es ging um den jahrelang mit großer Erbitterung geführten Algerienkrieg, um die Verbrechen der französischen Armee und den Terror der algerischen Befreiungsbewegung FLN.

Camus trat für ein gerechtes, demokratisches Algerien ein und wandte sich gegen die Unterdrückung des Landes durch die Kolonialmacht Frankreich, aber er verurteilte auch den Terror der FLN: »Ich muss auch einen Terrorismus verurteilen, der, beispielsweise in den Straßen Algiers, blind wütet und eines Tages auch meine Mutter oder meine Familie treffen kann. Ich glaube an die Gerechtigkeit, aber bevor ich die Gerechtigkeit verteidige, werde ich meine Mutter verteidigen.«

Die Algerier haben Camus nie so recht verziehen, dass er für einen Ausgleich plädierte und den blutigen Unabhängigkeitskampf schon deswegen ablehnte, weil er generell nichts von Bomben hielt. Der Sohn eines im Ersten Weltkrieg gefallenen Algerienfranzosen hatte 1939 in sein Tagebuch geschrieben: »Der Krieg ist ausgebrochen. Wo ist der Krieg? Wo können wir, abgesehen von den Nachrichten, die wir glauben, von den Anschlägen, die wir lesen sollen, die Zeichen dieses absurden Ereignisses wahrnehmen? (...) Man möchte an ihn glauben. Man möchte sein Antlitz erkennen, aber er lässt sich nicht fassen.«

1950 erschien die deutsche Übersetzung von *Der Mythos von Sisyphos* – es ist das wahrscheinlich bekannteste, zugleich aber schwierigste Werk von Camus. Was bedeutet es, ein Leben ohne Hoffnung auf eine erfüllte Zukunft, ohne ewige Wahrheiten und Illusionen zu führen? Darum geht es in diesem Buch, dessen berühmtester Satz (»*Il faut imaginer Sisyphe heureux*«), nicht ganz einwandfrei übersetzt, zum

klassischen Zitat nicht nur der Camus-Gemeinde wurde: »Wir müssen uns *Sisyphos* als einen glücklichen Menschen vorstellen.« Immerhin ist dieser Text in einer der düstersten Epochen des 20. Jahrhunderts entstanden. Dieses Buch, so meinte Sartre ziemlich apodiktisch, sei eine »Theorie des absurden Romans«. Für Camus ging es aber nicht um literarische Theorie. Er suchte unmittelbare Wahrheiten, Grunderfahrungen, und dabei geriet er in den Bereich des Absurden, in den unauflösbaren Zwiespalt zwischen der Sehnsucht des Menschen und den Grenzen des Lebens. Seine Lebensregel lautete anders: »Sein Leben, seine Auflehnung und seine Freiheit so stark wie möglich empfinden, das heißt: so intensiv wie möglich leben.«

Worin besteht die Aktualität dieses Autors? Hat seine Haltung zur Welt heute noch die gleiche Bedeutung wie vor 56 Jahren, als Camus, nur 43 Jahre alt, in Stockholm den Nobelpreis für Literatur entgegennahm? Anders als Sartre hatte er sich auf die Seite des Einzelnen geschlagen; die Kritik der um Sartre gescharten Existentialisten richtete sich gegen seinen Subjektbegriff und sein als

*Der Pestbazillus
verschwindet nie*

romantisch verworfenes Konzept von Individualismus. Zwischen diesen beiden Denkrichtungen wurde erbittert um die Frage gestritten, wie die stalinistischen Straf- und Konzentrationslager zu beurteilen seien. In seinem Buch *Der Mensch in der Revolte* von 1951 hatte Camus gefordert, dass der stalinistische Gulag benannt und verurteilt werden müsse; konsequent verteidigte er das individuelle Glück gegen die Idee eines kollektiven gesellschaftlichen Glücks. Sartre dagegen hielt eine Verurteilung Stalins für unangemessen, denn er sah im russischen Kommunismus noch immer den Motor einer ersehnten Veränderung der Gesellschaft im Sinne von Marx. So war der Bruch zwischen Sartre und Camus, der die Position seines Kontrahenten als »caesarischen Sozialismus« kritisierte, un-

vermeidlich. Im November 1957 notierte Camus im Tagebuch: »Die Demokratie ist nicht das Gesetz der Mehrheit, sondern die Beschützung der Minderheit.«

Bereits zehn Jahre zuvor war Camus' Roman *Die Pest* erschienen, der von vielen als eine Art Denkmal seiner Existenz und zugleich der zurückliegenden Epoche gelesen wurde. In der algerischen Stadt Oran bestimmt die sich unerbittlich ausbreitende Epidemie allmählich das gesamte Leben. Die Pest verändert die Existenz jedes Einzelnen. Es kommt aber nicht darauf an, dem individuellen Dasein irgend einen höheren Sinn zu geben, vielmehr geht es um die Notwendigkeit der Erkenntnis, dass der Einzelne in einem Leben ohne Gott seine Pflicht erfüllt. Camus vertritt das Ethos des Dennoch. Der Einzelne ist aufgefordert, gegen die Epidemie anzukämpfen, notfalls aufrecht unterzugehen. Keine Heilsgeschichte wird erzählt, keine Geschichte vom Fortschritt oder von einem »endgültigen Sieg«, denn: »Der Pestbakterium stirbt nicht und verschwindet nie.« Zuletzt gelangt Camus zu dem Schluss, dass es nur darum gehe, herauszufinden, was der Hoffnung des Menschen als Antwort gegeben werde.

Als ihm der Nobelpreis zugesprochen wurde, war er längst zu einer moralischen Instanz geworden. Den Preis erhielt er aus-

Rückkehr zu den Anfängen drücklich für den schmalen Roman *Der Fall* von 1956. Camus schildert in diesem Buch die Skrupel des Pariser Anwalts Johannes Clamans, der seine Karriere als erfolgreicher und beliebter Strafverteidiger der Pariser Hautevolée freiwillig aufgibt, um als Winkeladvokat und »Bußrichter« unter den Asozialen im Amsterdamer Hafenviertel unterzutauchen. Auslöser für diesen selt-

samen Wechsel ist ein Gewissenskonflikt: Clamans hat den Hilfeschrei einer Selbstmörderin ignoriert. Er bekennt, dass Selbstgefälligkeit und Opportunismus die Triebfedern seines Gerechtigkeits sinnes waren.

1959 begann Camus mit der Arbeit an dem Roman *Der erste Mensch*, eine Art Autobiografie, die den inzwischen weltberühmten Autor und Résistance-Kämpfer wieder als »*piet-noir*« hervortreten lässt, als Algerienfranzosen und Gassenjungen aus Algier, der in einem Haushalt aufwächst, in dem es nur die nötigsten Möbel gibt, keine Bücher, kein Radio, der aber entschädigt wird durch die Sonne und das Bad im Meer. Es ist der Roman einer Kindheit und der Suche nach der eigenen Identität. Camus hatte ihn seiner Mutter gewidmet, deren »bewunderungswürdiges Schweigen« er in den Mittelpunkt des Buches stellte wie auch das eigene Bemühen, »eine Gerechtigkeit oder eine Liebe wiederzufinden, die diesem Schweigen die Waage hält«. Er hat das Buch nicht vollenden können, denn ein Autounfall bei Villeblevin am 4. Januar 1960 setzte den willkürlichen Schlusspunkt unter dieses Leben. Wer Camus in Wirklichkeit war, lässt sich auch heute nicht schlüssig beantworten. In seinen Texten tritt er uns als ein Einzelner entgegen. »Die Wahrheit«, heißt es in seinem letzten Tagebuch, »ist keine Tugend, sondern eine Leidenschaft. Deshalb ist sie niemals barmherzig.«

Neue Bücher zum Thema: Michel Onfray: Im Namen der Freiheit. Leben und Philosophie des Albert Camus. Knaus, München 2013, 576 S., 29,99 €. – Martin Meyer: Albert Camus. Die Freiheit leben. Hanser, München 2013, 372 S., 18,99 €. – Iris Radisch: Camus. Das Ideal der Einfachheit. Eine Biographie. Rowohlt, Reinbek 2013, 352 S., 19,95 €.



Wolf Scheller

(*1944) war bis 2009 Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de